



In den 1920er Jahren eine (stilisierte) Heldengeschichte, heute nicht mehr salonfähig; die Darstellung der früher so genannten „Indianermission“ auf dem Sockel des Löhe-Denkmal in Fürth.

Vom Denkmal zur Denkaufgabe

Kritisch diskutiert wurde eine Gedenktafel, die zeigt wie „Löhes Sendboten“ den nordamerikanischen Ureinwohner*innen „das Evangelium“ bringen, in der Fürther Kirchengemeinde St. Michael schon länger. Dennoch war es schwierig, eine praktikable Lösung zur Einordnung der fragwürdigen Darstellung zu entwickeln.

Jahrelang schaute Hans-Ulrich Pschierer aus seinem Bürofenster im Pfarrhaus auf den Kirchenplatz der evangelisch-lutherischen Gemeinde St. Michael im fränkischen Fürth. Er sah, wie Menschen täglich am dort platzierten Denkmal für Wilhelm Löhe, unter anderem Gründer der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission in Neuen-dettelsau, vorbeigingen, stehen blieben und die Inschriften und Reliefs auf dem Sockel betrachteten. Das war Alltag, ein gewohnter Anblick, nichts Besonderes. Aber irgendwann änderte sich das. Allmählich merkte Pschierer, dass das, was da gezeigt wurde, für ihn „schwer erträglich“ war. Weil sein eigener Blick auf das, was er in Stein gehauen und in Bronze gegossen täglich vor Augen hatte, sich verändert hatte.

Veränderte Sichtweisen

Neue Erkenntnis hat etwas mit Aufbruch zu tun, und mit Entfremdung vom Gewohnten. Weil der Blick sich verändert auf die Person oder den Ge-

genstand der Erkenntnis, ändert sich auch die Bezugnahme. Ein Denkmal, das seit fast 100 Jahren einen der zentralen Plätze auf der Fürther Altstadtinsel rund um die Gustavstraße besetzt und während des größten Teils dieser Zeit nie großartig Anstoß erregte, also im Großen und Ganzen als Zierde durchging, wird seit ein paar Jahren anders betrachtet. Die Zeichen bleiben gleich, aber die Bedeutung, die sie in den Köpfen der Betrachter*innen haben, ist eine andere.

Im Fall des Löhe-Denkmal auf dem Kirchenplatz vor der Fürther Michaeliskirche ist zur Perspektive der „Sendenden“ mitsamt ihrem kulturellen und religiösen Background inzwischen die der vormals „Empfangenden“ getreten. Besser: Sie hat sich ganz allmählich manifestiert und irgendwann den Punkt erreicht, an dem sie eine kritische Größe wurde. Der Teil des Steins, der inzwischen Anstoß erregt, ist eine der Bronzetafeln auf dem Sockel. Sie zeigt eine stilisierte Szene, die die früher so genannte „Indianermission“ repräsentieren soll. Ein weißer Missionar spricht mit erhobenem Zeigefinger zu nordamerikani-

schen Ureinwohner*innen. Die Inschrift der Tafel lautet: „Löhes Sendboten bringen den Indianern das Evangelium“.

Die Kirchengemeinde distanziert sich inzwischen von dieser Darstellung: „Dem dargestellten Verständnis von Mission können wir heute nicht mehr folgen“, ist auf der Website zu lesen. Was dem vorausging, war ein allmählicher Prozess von wachsendem Bewusstsein bis Handlungsdruck. So beschreibt es Hans-Ulrich Pschierer. „Die Diskussionen“, sagt er, „haben im Kirchenvorstand angefangen.“ Kritische Stimmen von außen habe er nur sehr sporadisch vernommen. Ihren Ursprung hatte die Entwicklung in der Gemeinde und im Bekanntenkreis des Pfarrers und der Kirchenvorstandsmitglieder. Vor dem Hintergrund der aufkommenden Kolonialismus-Debatte seien immer mehr Menschen aus der Gemeinde von der Tafel „irritiert“ gewesen. Irgendwann sei klar geworden: „Wir müssen damit anders umgehen“, schildert Pschierer den Prozess. Wie dieser andere Umgang nun allerdings konkret aussehen sollte, wurde lange ebenso rege wie ergebnislos

diskutiert. „Es war“, fasst der Gemeindepfarrer zusammen, „schwierig, eine Lösung zu finden.“

Ein Held des Glaubens

Die Gemengelage ist komplex. Das Denkmal wurde im Jahr 1928, zum 400. Jahrestag der Reformation in Fürth, von Bildhauer Johannes Götz geschaffen. Der gebürtige Fürther machte im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert Karriere und hatte in Kaiser Wilhelm II. einen prominenten und mächtigen Förderer. Auf Initiative des damaligen Stadtpfarrers Paul Fronmüller hin entstand ein Denkmal ganz im Zeitgeist des Ende der 1920er wieder aufkommenden Nationalismus. Gesucht wurden, so beschreibt es Pschierer, „große Deutsche, die als Vorbild taugen“. Die Predigt von Kreisdekan Wilhelm Rüdell zum Reformationsfest 1928 in St. Michael unterstreicht diese Sicht. Einen Tag nach der Enthüllung des Denkmals machte der Oberkirchenrat von der Kanzel herunter eine Reihe von „ragenden Gestalten“ und „Helden des Glaubens und der Tat“ auf, in der neben dem „großen Völkerapostel“ Paulus und Luther, dem „Helden von Worms“, auch Löhe seinen Platz bekam, weil er der Landeskirche „den Stempel lutherischen Geistes aufgedrückt“ und Wirkung bis nach Brasilien und Papua-Neuguinea entfaltet habe. Und natürlich, weil er in Fürth geboren worden war.

Eine Darstellung, viele Probleme

Pschierer sieht Kritikmöglichkeiten aus zwei Richtungen. Neben der Benennung „Indianer“, die inzwischen als koloniale Fremdbezeichnung gilt, wäre da die fragwürdige, überhebliche und klischeehafte Darstellung amerikanischer Ureinwohner*innen. Das geht schon bei

der Kleidung beziehungsweise bei deren teilweise Nichtvorhandensein los. Pschierer hat nachgeforscht: Missioniert worden seien Mitte des 19. Jahrhunderts im Rahmen der so genannten „Indianermission“ hauptsächlich die Stämme der Chippewa oder Ojibwe. Schon alleine die Temperaturen in deren Lebensraum im Norden der USA und in Kanada waren, da ist sich der Theologe relativ sicher, viel zu kalt, um permanent mit nacktem Oberkörper herumzulaufen. Zudem hat er kein historisches Bild gefunden, auf dem ein Mitglied der Ojibwe mit nacktem Oberkörper zu sehen wäre. Aus Pschierers Sicht greift die Tafel damals gängige Klischees auf, wie sie auch in den Völkerschauen von Hagenbeck und anderen präsentiert wurden, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis weit ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts hinein populär waren. „Die hinter Gittern ausgestellten Menschen mussten auch bei niedrigen Temperaturen mit nacktem Oberkörper herumlaufen, weil die zahlenden Zuschauer*innen den ‚Wilden‘ genau so sehen wollten. Viele sind dabei elend zugrunde gegangen“, erklärt der Pfarrer.

Die Darstellung greift aber auch in Sachen „Mission“ zu kurz. „Man könnte wohl mit gewissem Recht auch den historischen Löhe gegen dieses Denkmal verteidigen“, vermutet Pschierer. Auf jeden Fall könne man den fränkischen Missionsgründer schwerlich für die Machart des Denkmals in Haftung nehmen. Tatsächlich war Löhes Versuch, neben dem geistlichen Beistand für fränkische Siedler*innen in Nordamerika auch eine Mission der Ureinwohner*innen aufzubauen, kein Vorzeigeprojekt, sondern ein ziemliches Desaster. Nach knapp 20 Jahren wurde das Unterfangen im Jahr 1866 beendet. Auslösender Faktor war unter anderem die Ermordung des Neuendettelsauer

Missionars Moritz Bräuninger – „wohl aufgrund von Missverständnissen und mangelnder Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten“, wie Hermann Vorländer in seinem Buch „Kirche in Bewegung. Die Geschichte der evangelischen Mission in Bayern“ schreibt. Löhe selbst ging es anscheinend auch darum, ein Bewusstsein für das massive Unrecht und die Grausamkeit, die den amerikanischen Ureinwohner*innen angetan wurden, zu wecken. „Man könnte die Herzen der Christen für diese Heiden dadurch gewinnen suchen, daß man an die Verschuldung erinnert, welche sich Protestanten aufgeladen haben, indem sie jene Indianer von ihren Wohnsitzen vertrieben und mit zum Teil schauderhafter Grausamkeit gegen sie verfahren“, sagte er in einer Rede.

Einfach mal ein Versuch

Wie also umgehen mit dem Löhe-Denkmal, ohne, wie Pschierer es ausdrückt, „einen ganzen Roman zu schreiben“? Die Diskussion im Kirchenvorstand war lange offen. Bis zum Buß- und Bettag 2022. „Während der Vorbereitungen dachte ich, man könnte doch einfach mal etwas probieren“, erinnert sich Pschierer. Inspiriert durch ähnliche Konzepte beim Umgang mit problematischen Denkmälern machte er „einen Versuch zu einem Gottesdienst“ mit einer Plexiglasscheibe vor dem Denkmal. Auf der Scheibe ist eine Zeichnung von Pschierers Sohn Nick, der an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg Malerei studiert. Das neue Motiv kehrt die Verhältnisse um. Die nordamerikanischen Ureinwohner*innen stehen in moderner Kleidung und mit erhobenem Zeigefinger vor dem samt seiner Entourage knieenden Missionar und schleudern ihm „Jetzt hörst Du mal zu!“ entgegen. Die Bildunterschrift fordert wortspielend

auf: „Denk-mal!“. Zusätzlich gibt es auf der Plexiglasscheibe einen QR-Code zur Website der Kirchengemeinde, wo Hintergrundinformationen, Bilder und Texte zum Thema veröffentlicht sind.

Kritik und Unterstützung

Das neue Motiv, das seitdem provisorisch vor der Bronzetafel angebracht ist, provozierte Reaktionen. Die Fürther Nachrichten berichteten und viele Menschen meldeten sich in Leser*innenbriefen und im Internet zu Wort. Es gab auch Kritik und teilweise Beschimpfungen. „Von allen Seiten“, sagt Hans-Ulrich Pschierer. Wobei diejenigen, die das Denkmal weiterhin unkommentiert sehen wollen, deutlich in der Mehrheit und auch in der Wortwahl heftiger gewesen seien. Aber es gibt auch viel positive Unterstützung für das Projekt. Besonders wichtig ist dem Pfarrer, dass Kinder aus dem Hort, den Kindergärten und der Schule, die sich ebenfalls am Platz befinden, den gezeichneten Kommentar verstanden haben. „Die Kinder haben das sofort bemerkt. Sie standen vor der Zeichnung und sagten: Klar, wir können von den Indigenen auch was lernen“, freut sich Pschierer. Das zeige, dass die Bildebene funktioniert.

Inhaltliche Einwände gibt es auch. Verschiedentlich wird beanstandet, dass die Indigenen in der neuen Zeichnung nach europäischem Dresscode gekleidet sind. „Wichtig war uns, die klischeehafte ursprüngliche Darstellung nicht zu wiederholen, sondern zu brechen“, hält Pschierer dagegen. Er hat bei seinen Recherchen aber tatsächlich auch ein Foto gefunden, auf dem ein Mitglied der Ojibwe Anzug trug. Aber das sei nicht repräsentativ, räumt er ein: „Man kann sich natürlich auch daran wieder stören. Da kommt man in die feinen Verzweigungen der Aneignung hin und her. Was da



Umgekehrte Verhältnisse: Auf der Zeichnung von Nick Pschierer, die auf Plexiglas über der ursprünglichen Darstellung angebracht ist, führen die amerikanischen Ureinwohner*innen das Wort.

dann zu bedenken ist, kann man wahrscheinlich mit einem Bild nicht mehr leisten.“ Reizen würde es ihn, einen Schritt weiterzugehen und die heute lebenden Ojibwe zu fragen, was sie vom Umgang mit der Gedenktafel halten.

Fürs erste wird, trotz mancher Diskussionen und Beschwerden, aus dem Provisorium ein Dauerzustand. Der Kirchenvorstand hat das unlängst beschlossen. Allerdings soll die ursprüngliche

Version der Plexiglasplatte mit schwarzen Linien wegen der besseren Sichtbarkeit durch eine mit weißen Linien ersetzt werden. „Dauerzustand“ bedeute nicht, „dass wir meinen, den endgültigen Beitrag geliefert zu haben“, betont Pschierer. „Wie das in 50 Jahren gesehen wird, wird man abwarten müssen.“

Thomas Nagel ist Leiter der Abteilung Presse/Medien bei Mission EineWelt in Bayern und hat den Schwerpunkt dieser Ausgabe zusammengestellt.